

Die Ahornsafternte.

Ihr Umfang und ihre Bedeutung im Nationalhaushalt.

Primitive und verbesserte Produktionsmethoden — Ein Zeitvertrieb — Abstellung eines schädlichen Befahrens — Wirtschaftliche Hilfswertungen — Verhältnisse.

Anfangs März, wenn die Tage schon den nahenden Frühling verkünden, die Nächte aber noch kalt sind und Fröste bringen, beginnt hierzulande die Ahornsafternte und die Bereitung von Ahornsirup und -Zucker. Ihr Ende erreicht sie Anfangs oder Mitte April. Sie erstreckt sich auf Maine, New Hampshire, Vermont, New York, Ohio, Pennsylvania und etliche Staaten südlich der Mason- und Dixon-Linie. Ihr Umfang und ihre Bedeutung im Haushalte Ostens wird noch häufig unterschätzt. Man gewinnt von der Ausbeutung dieses Produktionszweiges aber eine Vorstellung, wenn man führt, daß im vorigen Jahre allein 40,000,000 Pfund Ahornzucker hergestellt wurden, gegen 7,633,306 Pfund in 1894. Von dem letzteren Quantum lieferte Vermont allein über 5,000,000 Pfund.

Die Methode der Ahornsaft-Gewinnung hat in den letzten 15 bis 20 Jahren sich sehr verbessert. Vor jener Zeit bestand nur wenig Nachfrage für Ahornsirup und -Zucker, und die Ahornsafternte bildete mehr einen Zeitvertrieb als ein Geschäft. Die für sie verwendeten Geräte und die Arbeit waren so einfach als möglich. Der Farmer hieb mit der Axt in den Baum



Altes Saftlochhaus.

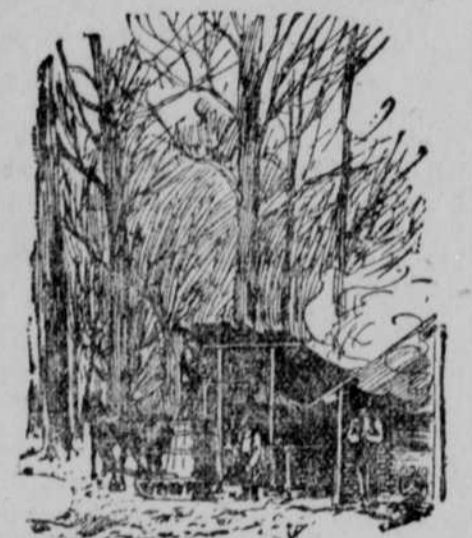
eine Kerbe in der Gestalt einer römischen Fünfe, in die er einen Stab aus Erlenholz steckte, dessen Innerem das Mark entnommen war. Unter diesen Fäßen wurde eine aus Erde roh zubehauene Mulde gefüllt, in die nicht nur der Ahornsaft tropfte, sondern in der sich gleichzeitig Blätter, Zweige und sonstige fremdartige Gegenstände, die der Wind gerade herbeigetragen mochte, sammelten. Den Inhalt der Mulden schüttete man in Eimer, und diese trug man an einem hölzernen Joche, das quer über die Schultern gelegt wurde, nach dem Saftlochhause, indem an jedem der beiden Enden des Joches ein Eimer hing. Das Saftlochhaus bestand aus nichts anderem als aus einem auf vier Pfosten ruhenden Dache aus Brettern oder Baumrinde. Unter dieser Bedachung hingen an einer Stange, die auf zwei, nach oben gabelförmig sich theilenden Pfählen lag, große Kessel, in denen der gelbliche wässrige Ahornsaft gefocht wurde. Während ein Arbeiter das Feuer unter den Kesseln in Stand hielt, hatte ein anderer den Saft fortwährend umzurühren, damit derselbe auf dem Grunde des Kessels nicht anbrennte. Eine weitere Tätigkeit bestand in dem Abschöpfen der Unreinlichkeiten, die an die Oberfläche der todenden Masse kamen. Verdichtete sich diese zu Sirup, so wurde neuer Saft nachgegossen. Der Sirup wurde schließlich in Tonnen gegossen und nach Hause geschafft, wo in der Küche die letzte Arbeit, die Verwandlung des Sirups in Zucker, vorgenommen ward. Die Eintreibung einer Kerbe in den



Anzapfen des Ahornbaumes.

Ahornbaum hatte oft zur Folge, daß dieser einging. Zur Vermeidung dieses Unzustandes bohrt man jetzt in den Baum ein Loch von einem halben Zoll Durchmesser, in das ein Patentzapfen aus galvanisiertem Eisen paßt. An dem

Ropfen hängt ein Metallseimer mit einem Deckel. Der Saft wird in große Fässer gegossen und auf Karren oder Schritten nach dem Saftlochhause, einem hübschen kleinen Gebäude oder Schuppen, gefahren. Er kommt hier in eine mit Ventilen und einem Regulator versehenen Verbundungs- oder Eintrichter, die acht bis zehn Fuß lang, halb so breit und etliche Zoll tief ist. Sie ist in einen Kamin aus Ziegeln eingelassen. Der Boden der Pfanne ist von dem einen Ende zum anderen hin leicht geneigt, und in ihr sind kleine Scheidewände angebracht, bergwärts, daß der Saft, wenn er an dem einen Ende eingeschüttet wird, während des Kochens einen Zickzackweg zu beschreiben hat, um zum anderen Ende zu gelangen. Durch diese Methode erspart man sich das frühere beständige Umrühren des Saftes, außerdem vollzieht sich der Verdampfungsprozess viel rascher. Das Eingie-



Neues Saftlochhaus.

ßen des Saftes an dem einen Ende der Pfanne wird entweder mit einer Handpumpe oder einem Strohheber besorgt, an dem anderen Ende fließt dann der reine bernsteinfarbige Sirup heraus. Die Zuckerherstellung wird in einer anderen Pfanne vollzogen, und sie bildet ein etwas längeres Verfahren als die Sirupbereitung. Wie auch immer wird jetzt aus dem Ahornsaft weniger Zucker fabriziert als früher. Man verkauft schon große Mengen Sirups in Kannen und Flaschen.

Leider werden die aus dem Ahornsaft gewonnenen Produkte vielfach gefälscht. Das eine Imitationsverfahren besteht z. B. darin, daß man gewöhnlichen Zucker auflöst und in ihm Hydrosulfid löst. Kenner vermögen jedoch das echte Erzeugnis vom unechten leicht zu unterscheiden.

Mahmud Damas Pascha.

Der wegen Hochverrats zum Tode verurteilte Schwager des Sultans.

Auf Betreiben des türkischen Sultans ist kürzlich der Schwager desselben, Mahmud Damas Pascha, vom Kriminalgerichtshof in Konstantinopel „in Contumaciam“ zum Tode verurteilt worden, nachdem alle Versuche und Bemühungen des Großtürken, Mahmud Damas Pascha zur Rückkehr von Paris nach Stambul zu bewegen,



Mahmud Damas Pascha.

fehlgeschlagen waren. Die Anlage gegen Mahmud Damas Pascha, der seit geraumer Zeit schon im Vordergrunde der jungtürkischen Bewegung stand, lautete auf Hochverrat.

Mahmud Damas Pascha wurde zu Konstantinopel im Jahre 1853 geboren und genoss eine sorgfältige Erziehung; er beherrschte, außer der türkischen, arabischen und persischen Sprache, auch vollständig die französische. In jungen Jahren trat er in den Staatsdienst ein. Er war zuerst als Beamter der hohen Porte und dann als Sekretär der Hofkammer in Paris thätig. In 1877 heiratete er eine Schwester des Sultans Abdul Hamid des Zweiten, wurde Staatsrath und Justizminister. Als solcher begann er das Justizwesen zu reformieren und erregte hierdurch den Argwohn des Sultans, der ihm das Portefeuille abnahm, ihn zur Untätigkeit zwang und überdies scharf überwachen ließ. Für die Dauer ertrug dies Mahmud Damas Pascha nicht. Er wählte seine Wächter zu täuschen und im Dezember 1899 mit seinen beiden Söhnen in's Ausland zu entfliehen. In Griechenland, wo er zunächst seinen künftigen Aufenthalt nahm, wurde er auf Verlangen des Sultans ausgewiesen. Mahmud Damas Pascha ging hierauf nach Rom und dann nach Paris, wo er in dem dort erscheinenden jungtürkischen Organ „Meschveret“ die innere Politik des Großtürken heftig angriff. Selbstverständlich lebte er in der Seinestadt in Sicherheit.

Prinz Heinrichs Besuch.

Was Voulney Bigelow, Kaiser Wilhelms Schulfreund, darüber sagt.

Wenn man all den Ruf liest, der über den Besuch des Prinzen in den anglo-amerikanischen Zeitungen erschallt, ist es wahrhaft herzerquickend zu lesen, was ein der einschlägigen Verhältnisse kundiger Mann wie Voulney Bigelow, der frühere Schulfreund des Kaisers, schreibt. In einem Artikel, der im „Independent“ erschien, sagt er unter Anderem:

„So werden wir also doch endlich einen Besuch eines Mitgliedes des Hauses Hohenzollern haben und man wüßte nicht, wer uns als Gast willkommen sein könnte, als dieser seefahrende Bruder des Kaisers Wilhelm II. Er kommt zu uns als biederer Yachtsmann, als schneidiger Sportsmann, der keine andere Mission hat als der Champagnerart eine Vergnügung - Yacht bezuzumögen, welche der deutsche Kaiser sich auf einer amerikanischen Yacht hat bauen lassen. Kann es eine einfachere, harmlosere Mission geben als diese? Und doch hat dieselbe die größte Aufregung in der Presse der ganzen Welt hervorgerufen und die Städte des ganzen Landes rivalisiren darin, sich einen Besuch des Prinzen zu sichern. Das kann uns aber nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die Weltmächte eingetreten sind und daß sie mit allen ihren Nachbarn Fühlung bewahren müssen. Heutzutage aber sind die Nachbarn einer Nation nicht nur diejenigen, deren Landesgrenzen an einander stoßen, sondern auch die Hafenstädte, die 10,000 Meilen entfernt sind, wo der Kaufmann seine Waaren zu Markte bringt.“

In New York, der Metropole Amerikas, wird Prinz Heinrich viel des Interessanten sehen. Er wird mit Stolz bemerken, daß die Firmenschilder an den Läden des Broadway in fast seiner ganzen Länge meistens deutsche Namen aufweisen; er wird die deutsch-amerikanischen Zeitungen zu lesen bekommen und finden, daß dieselben mehr Realitäten aus allen Theilen der Welt enthalten als die deutschländischen Zeitungen; er wird die Entdeckung machen, daß sich unter dem Schutz der Sterne und Streifen die größte deutsche Colonie der Welt gebildet hat. Er wird hier die Entdeckung machen, daß der Deutsche ohne viel Beamtenthätigkeit fertig wird, daß sich kein Angelegenheiten, die Sprache vielerlei ausgenommen, ganz von selbst regeln.

Prinz Heinrich wird sich wundern, weshalb die wunderbare Hafenfront der Stadt nicht zu einer Riesenpromenade für das Volk ausgelegt worden ist. Er wird sich wundern, daß man in den Geschäftshäusern der Stadt himmelhohe Geschäftsbarraden errichtet, durch welche Luft und Licht aus den schmalen Straßen ausgeschlossen werden und so den Werth des Grundeigentums herabdrücken. Er wird zu sich sagen:

„Der amerikanische Kaufmann ist großartig, aber die amerikanische Stadtverwaltung muß entweder sehr dumm, oder sehr corrupt sein. Berlin ist eigentlich nur dreißig Jahre alt, aber in Berlin haben wir Dutzende von Schwimmbädern in der Stadtverwaltung überwunden, die in New York unzählbar sind. New York wirft seine Straßenabfälle in das Wasser, welches dazu dienen soll, die Ufer seines herrlichen Hafens reinzuwaschen, während wir in Berlin diese Abfälle als Düngemittel verwenden und so den nationalen Reichtum vermehren. In Berlin sind die Straßen immer rein — und zwar nicht nur in der Umgebung des Schlosses, sondern auch in den ärmsten Stadtteilen, wo die Gefahr des Ausbruchs ansteckender Krankheiten besonders groß ist. New York ist reicher als Berlin, aber seine Straßen sind nicht so gut ausgelegt wie die Berliner und werden nicht so gut in Stand gehalten; sie sind schlechter beleuchtet und die meisten haben nicht einmal Namensschilder. In Berlin wird der Dienst auf den elektrischen Straßenbahnen auf das sorgfältigste kontrollirt und zwar von den städtischen Behörden, so daß für die Stadt ein guter Profit abfällt und die Steuern auf diese Weise reducirt werden. New York scheint von ein paar Capitalisten, denen die Straßenbahnen gehören, kontrollirt zu werden.“

Was aus diesem Prinzenbesuche resultiren wird, das wird erst die Zukunft zeigen, aber der Prinz wird aus demselben sicher viel lernen und Wissen ist immer eine große Macht im Besitze eines intelligenten Mannes. Jedenfalls wird er seinem kaiserlichen Bruder über Alles, was er sieht und erfährt, genauen Bericht erstatten und es sollte mich gar nicht wundern, wenn durch diesen Bericht die Ansichten in deutschen Regierungskreisen über Amerika gründlich geändert würden. Dann sollte der Prinz unsere Militär-Academie zu West Point besuchen und einmal sehen, was für eine militärische und wissenschaftliche Ausbildung unsere Cadetten erhalten. Bei Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges herrschte so ziemlich in der ganzen Welt die Ansicht, daß der Amerikaner wohl ein guter Kaufmann, aber ein schlechter Soldat sei. Das Resultat des Krieges hat diese irrige Ansicht wohl ganz ausgerottet. Nachdem Prinz Heinrich aber West Point und Annapolis besucht hat,

wird er zu der Ueberzeugung kommen, daß das eigentliche Fehlen von der regulären Armee befragt wurde, wenn auch die meiste Anerkennung für die Thaten der Armee auf solche Generale fiel, deren Stab meist aus ungeschulten Offizieren bestand.

Prinz Heinrich kann viel in Amerika lernen, aber das meiste kann er nur aus Vortragsunterhaltungen mit gebildeten, wohlunterrichteten Amerikanern erfahren.

Heißt Prinz Heinrich, du Seefahrer unter den Prinzen, und du Prinz unter den Seefahrern! Wir begrüßen Dich als unseren Gast, der uns schon deshalb doppelt theuer ist, weil er die zwei großen kammerverwandten Zweige, den germanischen und den anglo-sächsischen Stamm, in der glücklichsten Weise repräsentirt.“

Die Zukunft der Schweiz.

Anlässlich der lezhin abgehaltenen Jahresfeier der Berner Hochschule hielt der derzeitige Rektor dieser Lehranstalt, Herr Nationalrath Hüthy, eine bedeutende Rede über das Thema: „Die Zukunft der Schweiz“. Unsere Zukunft — so führte der Sprecher aus — ist in der Vergangenheit begründet und unsere Aufgabe ist es, diese alte schweizerische Republik ununterbrochen kommenden Zeiten und Generationen zu erhalten. Wir sind glücklich, dieses Land zu bewohnen, dessen Unabhängigkeit unsere Vorfahren mit schweren Kämpfen erringen mußten. Hier leben wir frei, in geordneten Zuständen, geachtet von außen und haben auch unser Auskommen. Allein die Grundstimmung der heutigen Zeit ist die Beunruhigung. Als Beweis dafür mag der Krieg gegen die Transvaal-Buren gelten, der Kampf der Engländer gegen dieses Volk, mit welchem alles sympathisirt. Mit Erbitterung und Entrüstung blickt man allerorts auf diesen unruhigen Krieg, aber die Faust bleibt in der Tasche aus Furcht vor eigener Beunruhigung.

Wie wird die Zukunft sein? Es waldet die Tendenz zur Bildung großer Staatswesen vor, in denen die kleinen nach und nach aufgehen sollen. Der Imperialismus, eine Nachahmung des alten römischen Reichsgedankens, ist das politische Ideal zahlreicher jetzt Lebender. Vor 100 Jahren, zur Zeit des ersten Napoleon, stand die Schweiz in großer Gefahr, einem fremden monarchischen Staat einverleibt zu werden. Das beweisen die Publikationen über die Schaffung eines „Königreichs Helvetien“. Wird sich Keines dieses mehr wiederholen? Einmal hätte die Schweiz eine Großmacht werden können; doch jene Zeiten sind vorbei und die Eidgenossenschaft wird wohl für immer in kleines Staatswesen bleiben. Dafür müssen wir moralisch stark sein. Es ist ein Fehler, zu den Großmächten neidisch oder furchtsam hinüberzusehen; denn immer noch können kleine Völker ihre Stellung mit Achtung behaupten.

Unser Denkweg darf nicht allzu ökonomisch, sondern sie soll eine mehr ideale sein; denn im Idealismus liegt die Zukunft der Schweiz. Dazu gehören Einfachheit und Arbeit, die ein energisches Volk heranzubilden, während der Genus erschläft. Unsere politische Unabhängigkeit ist dem Wohlstande vorzuziehen; dafür geben uns jetzt die Buren das schönste Beispiel. Auch wäre ein festerer Zusammenschluß der kleineren Staaten wünschbar und die Abwehr aller Zollunionen, die unsere Selbstständigkeit bedrohen könnten. Die Aufgabe aller Menschen ist es, Friede und Glück zu schaffen, das Gute und Große zu fördern. Da sollen vor Allem die Hochschulen mitwirken; denn sie sind bestimmt, die Pflanzstätten des Idealismus zu sein. Das künftige Hallerdenmal in Bern wird uns die Worte zurufen: „Sag' an, Helvetien, du Helvetienland, wie ist dein heut'ig' Volk dem früheren verwandt.“ Nicht umsonst stellt man die Universitätsgebäude auf die schönsten und höchstengelegenen Punkte der Städte. Das will eben sagen: „höher hinauf!“

Gegen den Lichtstundentag hat vor dem Congreßhause fünf zur Arbeits-Angelegenheiten der Vertreter des Carnegie'schen Theils des Stahlstruß technische Bedenten geltend gemacht. Er behauptete, daß die strikte Anwendung eines Achtstunden-Gesetzes es nothwendig machen würde, daß eine Person eine Arbeit beginne und eine andere Person sie beende; was eine durchaus „unpraktische Methode“ sei. „Es würde widersinnig sein, einem Manne, der mit allen Einzelheiten zur Herstellung eines Eisens- oder Stahl-Gusses, der von 250 bis 350 Tausend Pfund wiegt, beschäftigt sei, zu sagen, du sollst nicht länger als acht Stunden arbeiten.“ Das würde, so führte er weiter aus, dasselbe sein, als wenn man dem Fabrikanten sagen wolle, er dürfe den Guß nicht herstellen. „Ich habe Gußstücke herstellen sehen“, sagte er, „die 60 Tonnen schwer waren und die fortwährenden Dienste von 1500 bis 1800 Mann für eine Periode von zehn bis zwölf Stunden erfordern.“ Als Fachmann mag der Vertreter wohl Befehd wissen, dem Laien will es nicht plausibel erscheinen, warum bei einer Arbeit, die rein mechanische Thätigkeit erfordert, nicht zur gegebenen Zeit ein geschulter Arbeiter den anderen, eine Schicht die andere ablösen könnte, ohne den Herstellungsprozess zu unterbrechen.

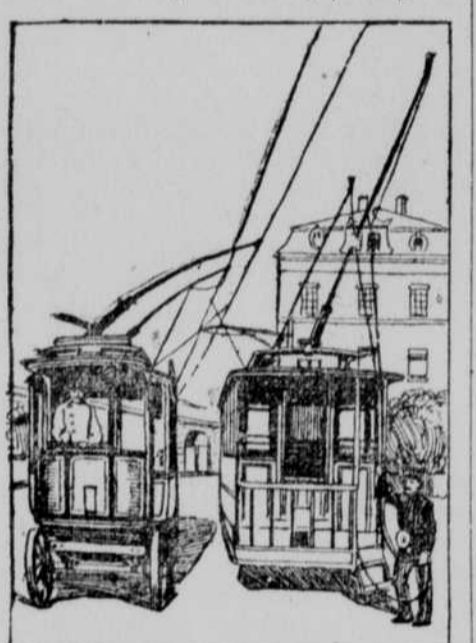
Straßenbahn ohne Geleise.

Eine neue Erfindung auf dem elektrischen Gebiete.

Der Ingenieur Max Schiemann in Dresden hat eine elektrische Straßenbahn ohne Geleise konstruirt, die seit etlichen Monaten im Betrieb ist und jetzt als erprobt gelten darf.

Diese interessante kleine Bahn führt von der bekannten Feste Königstein an der Elbe in das romantische Bielathal. Die Bahn ist einstuclen 1.7 englische Meilen lang, soll aber demnächst bis Schweitzermühl, dem am Ausgang des Bielathals liegenden Turort, weitergeführt werden und damit eine Länge von 5.6 Meilen erhalten. Die Strecke ist zumest Chauße. Nur in den Straßen von Königstein findet sich Steinpflaster. Die Bahn entwickelt aber eine Fahrgeschwindigkeit von 7.4 Meilen in der Stunde auf dem gepflasterten Weg, wie auf dem chaußirten. Die Wagen der Bahn sind gewöhnliche Motowagen ohne Akkumulatorenbatterie.

Bei dem Bau der Bahn wurden die Auslegeposten aufgestellt und daran zwei Drähte befestigt, von denen der eine den Strom dem Wagen zuführt, während der andere die Rückleitung zum Elektrizitätswerk besorgt. Die Stromabnahme geschieht durch einen Schlitten, der durch eine Stange an die Fahrdrähte mittelst Federkraft fest angebrückt wird. Die Stange ist aus leichtem Stahlrohr gefertigt und außerordentlich bequem zu handhaben. Sie ist auf dem Dache des Wagens so befestigt, daß dieser bis zu 9 Fuß 10 Zoll seitwärts ohne Schwierigkeit ausweichen kann. Die eigentliche Fahrdrähte unter den Drähten kann sonach ohne Weiteres verlassen werden, so daß der



Ausweichen von Motowagen.

Wagen sowohl gewöhnliches Fuhrwerk überholen oder folchem, wenn es entgegenkommt, ausweichen kann. Mit einer eleganten Wendung kommt der Wagen um alle diese Schwierigkeiten herum. Ebenso leicht weicht er einem begehrenden Motowagen aus. Nur zieht dabei der Schaffner oder der Wagenführer mittelst Leine die Kontaktstange herunter und läßt den begehrenden Wagen passieren. Das nimmt wenige Sekunden Zeit in Anspruch. Das Weiden des Wagens vollzieht sich schnell und leicht und ohne Unterbrechung der Stromzuführung.

Diese neue elektrische Bahn befördert aber nicht nur Personen, sondern auch Güter. Man hängt an den Motowagen einen Lastwagen, eine Art kleiner Karren, der Gepäck aufnimmt. Die Bielathalbahn will später auch den Verkehr zwischen den Papierfabriken und Holzsägewerken des Thals und der Wasserladestelle oder der Güterstation Königstein vermitteln. Zu dem Zwecke sollen besondere elektrische Lokomotiven laufen, die den Strom genau so entnehmen, wie der Omnibus, und eine ganz erhebliche Leistungsfähigkeit ohne jede kostspielige Anlage in Aussicht stellen.

Musiker-Begleitung.

Im Gefolge des Prinzen Heinrich eine vorzügliche Marine-Kapelle.

Mit dem Prinzen Heinrich und seinem auserlesenen Stabe ist auf dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Kronprinz Wilhelm“ zugleich die 48 Mann starke vorzügliche Kapelle der 2. Matrosen-Division von Wilhelmshaven



Friedrich Wöhlbier.

nach Amerika gekommen. Die Kapelle, deren Dirigent Friedrich Wöhlbier ist, hatte auf Anweisung des Prinz-Admirals während der Ueberfahrt fleißig populäre amerikanische Weisen zu üben. Entgegen dem bisherigen Brauche, hat der Kaiser der Kapelle erlaubt, hierzulande etliche Konzerte zu geben.

Ford Cranborne.

Der jüngstliche Unterstaatssekretär des britischen Auswärtigen Amtes.

Gelegentlich der jüngsten heftigen Kontroverse über die Haltung Deutschlands gegenüber den Ver. Staaten vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges in 1898, welche durch die offizielle Desabouirung Lord Pauncefotes nunmehr zum Abschluß gekommen zu sein scheint, hat sich der noch jüngliche Unterstaatssekretär im britischen Aus-



James Cranborne.

wärtigen Amtes, Lord Cranborne, nicht gerade rühmlich in die hohe Politik eingeleitet. Cranborne, der erst 30 Jahre zählt, ist der älteste Sohn des englischen Premierministers Marquis Salisbury, von dem er nach des letzteren Ableben den Marquisstitel erben wird.

James Cranborne besuchte die Universität Oxford und verheiratete sich mit der Tochter des fünften Earl von Arran. Mit 25 Jahren wurde er bereits in das Parlament gewählt, in dem er erst den Darwen-Distrikt von Lancashire und dann Rochester vertrat. Unterstaatssekretär ist er seit vorigem Jahre.

Der japanische Bismarck.

Marquis Ito und seine außerordentlichen Verdienste um sein Vaterland.

Der kürzlich erfolgte Abschluß des englisch-japanischen Allianzvertrages hat den japanischen Staatsmann Marquis Ito neuerdings in den Vordergrund des Interesses gerückt. Ist doch der Vertrag, der nach den bekannt gegebenen Bestimmungen derselben die Aufrechterhaltung der Integrität Chinas und Koreas bezweckt, mit die Frucht der Reise, die Ito im vorigen Jahre durch die Ver. Staaten und durch europäische Hauptstädte unternahm.

Marquis Ito ist ein großer Staatsmann und ein glühender Patriot. Nicht mit Unrecht wird er der „japanische Bismarck“ genannt. Daß Japan heute die westliche Kultur angenommen hat, eine Konstitution, Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten nach europäischem und amerikanischem Muster besitzt, Fabriken, Eisenbahnen, Telegraphen, Telephon und vor Allem eine starke Armee und Flotte aufweist, ist



Marquis Ito.

hauptsächlich den Bestrebungen und dem unermüdblichen Thätigkeit Ito's zu verdanken. Seine außerordentlichen Verdienste sind umso bemerkenswerther, als Hirobumi Ito, der 1840 als Angehöriger der Samurai, einer Adelsklasse, geboren wurde und eine durchaus japanische Schulerziehung genoss, sich von anfänglichen Fremdenhaß zu einem begeisterten Anhänger abendländischer Civilisation durcharbeitete. Die erste Anregung für diesen geistigen Umwandlungsprozess gab ihm das Erscheinen der amerikanischen Flotte unter Commodore Perry in der Yedo-Bai in 1852 und der Abschluß eines Vertrages, durch den Amerikanern in Japan freier Aufenthalt zugestanden wurde, nachdem Japan 214 Jahre lang allen Fremden verschlossen gewesen war. Entscheidend wirkte dann ein einjähriger Aufenthalt Ito's in England.

Hirobumi Ito trat mit 24 Jahren in den Staatsdienst ein, in dem er in den verschiedensten Stellungen, wiederholt auch als Premierminister, zum Segen seines Landes wirkte. Als Oberbefehlshaber der japanischen Flotte vernichtete er die chinesische Flotte im Kriege von 1894 auf 1895. Die Ver. Staaten hat Ito, der stehenden Engländer spricht, nicht weniger als fünf Mal, und zwar meist in Kulturmissionen, besucht. Anlässlich seines jüngsten bereits erwähnten Besuches in 1901 empfing er von der Yale-Universität den Titel eines Doktors beider Rechte.